

# Wunder passieren auch in der Psychose nicht

## Ein ehemaliger Patient und seine Frau berichten über ihr Erleben

Franz G.

Herr Franz G. ist ärztlicher Kollege und war 2004 Patient in der Soteria. Er und seine Frau Elke G. (Ärztin und Psychotherapeutin) berichten von ihren Erfahrungen. Ihre fünf Kinder waren damals im Alter zwischen einem und neun Jahren.

### Herr G.:

Für mich war es ein ausgesprochener Glücksfall, dass vier Monate vor Ausbrechen meiner Psychose die Soteria eröffnet worden war. Die Soteria hat mir ermöglicht, meinen Weg aus der Psychose zu finden, mit einem guten und mein Leben bereicherndem Ende.

Da ich sowohl die Soteria als davor auch eine alltagspsychiatrische Akutstation erlebt habe, möchte ich von beiden Erfahrungen berichten, wobei es mir dabei um eine sinnvolle Zusammenarbeit und Ergänzung, vielleicht auch gegenseitige Befruchtung geht. In die psychiatrische Klinik bin ich in einem hochakuten Zustand eingeliefert worden, in dessen Verlauf ich über sechs Tage gar nicht ansprechbar war. Diese Zeit habe ich zum größten Teil in akustischen und optischen Halluzinationen verbracht, ich könnte auch sagen, in zutiefst sinnvollen, eigenen Seelenbildern. Die Augenblicke, in denen ich in dieser Zeit mit meiner Umgebung eine gemeinsame Wirklichkeit geteilt habe, waren nur kurze Momente in Gegenwart mir vertrauter Personen. Tief in mir war ich in verschiedenen Sphären unterwegs, zum Teil in Tiergestalt. Alles war sehr ungewohnt und verwirrend,

wenngleich für mich auch zutiefst logisch und auf eigentümliche Weise vertraut. Was ich in dieser Zeit im Außen gesagt und getan habe, weiß ich nur aus den Aufzeichnungen, die meine Frau darüber verfasst hat. Ich habe Dinge getan, die ich sonst sicherlich nicht tun würde: ich war distanzlos, persönlich verletzend, schwer begrenzbar und auf eine sehr selbstbezogene Weise vollkommen ohne Skrupel. Ich habe nur „mein Ding“ gemacht, was die anderen wollten oder brauchten, war mir vollkommen gleichgültig. Die Kontaktaufnahme der Professionellen mit mir habe ich oft als alarmiert, ängstlich, genervt und ungehalten erlebt, was ich mir aber nicht erklären konnte und was mich wiederum geärgert hat und das hat zu neuen Verwicklungen geführt. In mir hatte alles einen nachvollziehbaren Sinn und innere Logik, im Kontext der Behandlung wurde es jedoch meist als verrückt und krank gedeutet. Die Situation hat sich noch weiter zugespitzt, weil ich die Einnahme eines Neuroleptikums konstant und in allen Verfassungen (klar/ unklar anwesend oder in Traumwelten), aber immer höflich und bestimmt verweigert habe. Da ich selber Arzt bin, gab es eine größere Scheu, mich zur Medikation zu zwingen. So war aber die in der Psychiatrie übliche Vereinbarung – wir ertragen deinen Wahnsinn, du schluckst unsere Medikamente, damit das bald aufhört – mit mir nicht zu treffen, was viele Mitarbeiter überfordert hat: Die meisten von ihnen hatten selbst ein Vollbild einer Psychose noch nicht erlebt und waren außerdem der Auffassung, dass mein Zustand ohne Einnahme eines Neuroleptikums chronisch werden würde.

Die Soteria hat mir ermöglicht, eine sich auf unfruchtbare Weise zuspitzende und eskalierende Zusammenarbeit zu beenden und meine Behandlung auf eine mir mehr angemessene Weise fortzuführen. In der konven-

tionellen Psychiatrie hätte es nur die Möglichkeit gegeben, mich den angebotenen Deutungen meiner Wirklichkeit zu beugen oder aber durch sie unterworfen zu werden – aus Kooperation wäre so ein Machtkampf geworden. Ich hatte großes Glück, dass es dazu nie gekommen ist, dafür bin ich allen, die dazu beigetragen haben sehr dankbar.

Ich möchte im Folgenden Punkte benennen, die zu meiner inneren Spannung und Not beigetragen haben. In der konventionellen Psychiatrie war der Blick auf meinen Zustand als Problem und Krankheit sowie die Benennung meiner vorhandenen Defizite vorherrschend. Es gab gleichzeitig aber auch meine ständigen Bemühungen, daran etwas zu verändern: den Zustand zu verstehen, mich in der Fülle meiner Wahrnehmungen zu orientieren, eigene Seelenbilder von gemeinsam geteilter Realität zu unterscheiden. Mir war in den wildesten Seelenwanderungen klar, dass ich zurückkehren muss und auch unbedingt will. Stärkstes Motiv hierfür war meine Familie, meine Frau, unsere fünf Kinder und der klare Entschluss, auch weiterhin die Verantwortung für sie zu tragen. Nach sechs Tagen fehlender Ansprechbarkeit, nach vielen Verrücktheiten und krassesten Beziehungsverletzungen, die ich begangen habe, ohne bewusst daran beteiligt gewesen zu sein, wurde verständlicherweise alles, was von mir kam, als krank und verrückt erlebt und mehr oder weniger offen so bezeichnet. Aber es gab Handlungen die aus meiner Perspektive einfach nur sinnvoll waren: Es war sinnvoll, mir einen Textmarker auszuleihen und auf dem Stationskalender den 26.01.2004 als den Tag anzustreichen, ab dem ich mich wieder dauerhaft an der gemeinsamen Realität der Station beteiligt habe, was vorher immer nur für kurze Augenblicke möglich war. Es war aus meiner Sicht ausgesprochen sinnreich,

### Korrespondenzadresse

Roswitha Hurtz  
Soteria-Einheiten  
kbo-Isar-Amper-Klinikum München-Ost  
roswitha.hurtz@kbo.de

in das Stationszimmer zu gehen, um zu fragen, ob gerade wirklich eine Patientin ohnmächtig auf der Schwelle zu meinem Zimmer zusammengebrochen war oder ob das eine optische Halluzination war: Das Lachen auf meine Frage war für mich tief verstörend. Warum wird eine sinnvolle Handlung als lächerlich und verrückt abgetan? Meine Handlungsweise hatte ab dem Moment der bewussten Teilhabe eine innere Notwendigkeit und Logik. Gleichzeitig hätte ich jederzeit verstanden, wenn sie von anderen als verspannt, seltsam oder verrückt angesehen worden wäre. So war es für mich verstörend, dass meine, für die anderen unverständliche Handlungen oder Aussagen, nicht als solche konfrontiert oder hinterfragt wurden. Was mich damit dauerhaft umgeben hat, war eine anhaltende Form der Kontaktvermeidung durch die Professionellen: Ich war umgeben von ängstlichem Zurückweichen vor mir, überfordertem Aushalten dessen, was ich sagte oder tat, ohne dass mir die Überforderung mitgeteilt wurde. Es gibt in meinem Leben keine Zeit, in der ich mich in ähnlicher Weise aus der menschlichen Gemeinschaft ausgestoßen erlebt habe, in der ich in so hohem Maße tiefe Angst und Verunsicherung, dauernde Verzweiflung, Einsamkeit und Kälte empfunden habe. Damit verbunden war mein eigenes, tiefes Misstrauen gegen alle Helfer und die ständige Bereitschaft, um das eigene Überleben zu kämpfen. Da konnte es in einem Moment existenziell wichtig sein, wo ein bestimmter Gegenstand lag. Das wiederum führte zu Unverständnis von Seiten der Professionellen und verstärkte den Eindruck, dass der Patient eben nur krank und verrückt ist und einsehen soll, wie behandlungsbedürftig er ist. Schließlich war es soweit, dass niemand mehr einen Sinn darin sehen konnte, meine Eskapaden ohne Einnahme eines Neuroleptikums zu ertragen – entweder Zyprexa oder Entlassung.

Der Soteria, die wir schon ausfindig gemacht und die Aufnahme vereinbart hatten, verdanke ich, dass diese Dynamik nicht eskalierte. Ab dem Zeitpunkt war der Aufenthalt in der Psychiatrie ein Ausharren mit Aussicht auf eine bessere Situation und so wieder ertragbarer. Was hat der Aufenthalt dennoch gebracht? Durch die starke Verbindung mit einer intensiven symbolhaften

Ebene habe ich unmögliche Dinge für möglich gehalten, wenn mir doch endlich einmal zuhören und tun würde, was ich sage. Dieser psychotische Machbarkeitswahn hat dort deutlich an Kraft verloren, weil ihm keinerlei Raum gegeben wurde. Meine Familie und meine Umgebung wurden vor mir geschützt und ich möchte allen, die diesen sicherlich sehr aufreibenden Umgang mit mir in diesen Tagen auf sich genommen haben, ohne Ausnahme danken. Und auch das unmittelbar Hilfreiche will ich nennen: Es waren die Momente, in denen mir gegenüber die Distanz aufgegeben wurde und die waren heilsam: Der Musiktherapeut, der mich zum Musizieren eingeladen hat und mir trotz aller Verwirrung ein Instrument zur Verfügung stellte. Der Oberarzt, der mir mit echter menschlicher Wut begegnete, als ich Wände und Gegenstände mit Creme eingeschmiert hatte, etwas, das ich gar nicht bewusst miterlebt hatte, mir in dem Augenblick aber bewusst wurde. Oder die Nachtschwester, die sich mit einer achtsamen Haltung aus meinem Zimmer entfernt und mir ihre positive Berührtheit gezeigt hat, als ich ihr erklärte, dass ich bei dem ganzen Theater, das ich verursachte, meiner Frau doch wenigstens ein Ikebana-Gesteck machen müsste. Und immerhin hat sich das gesamte Team – sicherlich zum Teil widerwillig – über einen Zeitraum von 17 Tagen auf eine Behandlung einer Psychose ohne Neuroleptika und mit homöopathischen Mitteln eingelassen. Man hat mir mitten auf der Akutstation ein eigenes Zimmer eingeräumt. Meine Landung in der gemeinsam erlebten Realität habe ich in dieser Zeit vollzogen. Ich habe Gegenstände benutzt, um meine Gedanken zu ordnen, habe mir allmählich den Unterschied zwischen Realität und eigenen, niemandem sonst zugänglichen Wahrnehmungen erarbeitet, habe versucht, Konfrontationen mit dem Pflegepersonal zu vermeiden und mein Leiden unter der Situation eingegrenzt als meine Verantwortung. Die damit verbundene dramatische Verbesserung meines inneren Zustandes war für die professionellen Helfer nicht erlebbar, dadurch auch nicht begleitbar. Somit habe ich diesen Prozess im Wesentlichen allein und natürlich mit Unterstützung durch Freunde, meine Frau und meine Eltern vollzogen. Ich hatte trotz aller gegenteiligen Aussagen großes Vertrauen in meine eigene

Fähigkeit zur Heilung gewonnen, gleichzeitig war klar, dass ich noch nicht in der Verfassung war, in einen Haushalt mit fünf sehr lebendigen und raumgreifenden Kindern zurückzukehren.

In dieser Situation kam ich in die Soteria und hatte die Möglichkeit, den Prozess der Heilung fortzuführen. Der erste Eindruck war überwältigend und der eines großen Gegensatzes: viel Stille, Mitpatienten in bequemen Sesseln, die in einer ähnlichen Form der Offenheit und Verletzlichkeit mir freundlich lächelnd ein rücksichtsvolles Interesse an mir signalisiert haben. Dann die vielfältigen Möglichkeiten, Schönheit zu erleben: eine Jugendstilvilla mit großem Garten, schöne Gebrauchsgegenstände, viel Aussicht auf Bewegung an der frischen Luft, selbst kochen und putzen, endlich in all dem inneren Chaos einfache, sinnvolle, gegenständliche Tätigkeiten auszuführen. Die Qualität des Essens mit bestimmen zu dürfen. Ein eigenes Zimmer, diesmal aber überwiegend leer, mit Teppich, einfache Matratze, kein Metall, keine Gummibeschichtung, keine elektrostatischen Entladungen bei jeder Bewegung. Die Tür meines Zimmers blieb in der Nacht verschlossen, unverhoffte Kontrollgänge oder Besuche von Mitpatienten blieben aus. Ein Heizungsthermostat, dessen Pfeifen nach kurzem Umstellen eine ganze Nacht lang schwieg – in dieser Stille, war es natürlich viel leichter, akustische Halluzinationen zu erkennen und zu ignorieren. Ein Psychologe, der sich mit offensichtlicher eigener Berührtheit meine Geschichte angehört hat, ohne mich ein einziges Mal zu unterbrechen. Professionelle, zum Teil ausgesprochen schön, geschmackvoll gekleidet, offensichtlich gern und sinnerfüllt bei der Arbeit. Ich war in einem völlig anderen Film, was jetzt noch an Unruhe und Chaos in mir war, war nicht mehr die Reaktion auf eine fremd, schmerzhaft, hässlich oder feindlich erlebte Umgebung, sondern das war im Wesentlichen nur noch meine Geschichte: die Kündigung meiner Arbeitsstelle aufgrund der Krankheit, die Sorge um meine Familie, mein Kindheitsdrama, mein Schmerz, meine Unruhe, mein Größenwahn, meine Beziehungsstörung, meine fehlende Fähigkeit, in der Einfachheit meines Herzens zu sein. Meine Bezugsperson begleitete mich auf langen

Spaziergängen durch den tief verschneiten Park und hörte sich geduldig alles an, was aus mir heraus sprudelte. Sie erlebte, dass mich die Spaziergänge entlasteten und führte sie konsequent fort. Sie zeigte mir eine Schafherde, Kirchen, verwunschene Wege durch Zaunlücken. Es entstand ein sehr persönlicher Kontakt. Es gab viel Raum, all das zu tun, was mir notwendig erschien, man ließ mich mit höflicher Distanz vor mich hin spinnen und allmählich kam dieses galoppierende Tier in mir zur Ruhe. Auch in der Soteria gab es Auseinandersetzungen und Konflikte, aber an keinem Punkt kam es wieder zum Kontaktabbruch zu mir. Im Gegenteil, es wurden die schönen und wahren Aspekte meines Zustandes von den Professionellen gesehen und gewürdigt und Irritationen beherzt angesprochen. Ich werde nie den Morgen vergessen, an dem ich in der Nacht über ein Zen-Koan (eine Art der Meditation) gebrütet habe und die vermeintliche Lösung mit mehreren Stiften auf einer Zeitung festgehalten habe. Eine Schwester polterte los: „Was ist das denn für ein Chaos?“ und wollte den Kram wegräumen. Ich reagierte prompt und erläuterte die Bedeutung, die es für mich hatte: „Das gehört mir und mir ist das wichtig, ich will nicht, dass es weggeschmissen wird!“ „Wie auch immer, da bleibt es jedenfalls nicht liegen!“ Beides war möglich und berechtigt und wurde beherzt ausgefochten: ihr Bedürfnis nach Ordnung und der Wert meiner kleinen Installation. Wir waren in einem klaren Kontakt und das war heilsam für mich.

Für mich ist die Vorstellung der Psychose als chronisch degenerative Erkrankung meiner Seele ein Begriff, den ich für meinen eigenen Zustand nicht gewählt hätte. Dafür war dieser Zustand zu lebendig, zu kreativ, zu dynamisch und hat sich zu nachhaltig positiv auf mein Leben ausgewirkt. Wunder passieren auch in der Psychose nicht, sicherlich aber Schritte. Es gibt etliche Handlungen, die ich so nie wieder tun würde und für die ich mich jetzt schäme, und andere, deren tiefe Wahrheit und Mut mich auch heute noch beeindrucken. Dinge, an die ich mich gern mit Freude, manchmal auch mit Stolz erinnere. Vieles, von dem, was ich damals sofort umsetzen wollte, habe ich nun über Jahre als ausgesprochen gute und tragfähige Ideen entwi-

ckelt. Wenn ich an meine eigenen Patienten denke und an meine Mitpatienten, mit denen ich gemeinsam diesen Grenzgang vollzogen habe, dann bin ich stolz auf diese Gemeinschaft und habe kein Problem mit dem Begriff, bin sozusagen bekennender Psychotiker. Was ich an meine eigenen Patienten weitergeben kann, ist etwas, das ich in der Soteria und der Psychiatrie ebenfalls heilsam erfahren habe: die Selbstverständlichkeit, mit der ich in diesem außergewöhnlichen Zustand sein durfte als etwas zutiefst zu mir gehöriges und als mögliche Form menschlichen Erlebens. Etwas, zu dem man nicht in Distanz gehen muss, sondern etwas, das man begleiten kann, nicht immer unbedingt verstehen, sicherlich aber in Kontakt treten, in Berührung, Verständnis, Bewunderung oder aber auch Ärger und Irritation. So habe ich mich später bei der Aufnahme einer Patientin mit einer akuten Psychose als Antwort auf das Viele, das sie mir erzählt hatte, mit dem Satz überrascht: „Ja, so fühlt sich das an“.

### Frau G.:

Am 19. Januar 2004 ist mein Mann und Vater unserer fünf Kinder plötzlich psychotisch geworden und nach zwei Wochen auf einer allgemeinpsychiatrischen Station in der Soteria aufgenommen worden. Was ist passiert? Zunächst einmal etwas ganz Positives: mein Mann bricht in schallendes Gelächter aus und lacht und lacht und lacht, dass es ansteckend ist, er sieht unglaublich leicht und heiter aus. Man könnte sagen, er steht in der Freiheit, dies allerdings nach Mitternacht. Er kann sein Erleben überhaupt nicht in Worte fassen, will es aber unbedingt, kommt immer wieder auf mich zu, er ist völlig davon eingenommen, mir etwas zu übersetzen. Tag, Nacht, Essen, Trinken, Schlafen sind ihm egal. Er lässt sich aber daran erinnern. Zunehmend kommt er ins Rotieren. Es ist, als würde ein Feuer in ihm brennen, sein Mund ist trocken, seine Augen leuchten auf eine entrückte Weise. Die Beziehung wird ein Balanceakt: einerseits spüre ich in ihm eine enorme Kraft, die alles platt walzt, andererseits ist er extrem empfindlich.

Tagebucheintrag: „Ich höre zunächst nur zu und bin offen. So können wir in Kontakt

sein. Jeder kleinste Widerspruch erregt seinen Zorn. Ich spüre deutlich, dass er die Führung will, dass ich ihm glauben und folgen soll.“ Am nächsten Tag kommt er auf mich zu: „Die Kinder brauchen heute nicht in die Schule gehen, sie lernen dort nur dummes Zeug! Ich will nicht, dass sie dort ausgesaugt werden.“ Ich schaue ihn ruhig an und sage: „Peter, die Kinder gehen gern in die Schule, lass sie gehen.“ Peter atmet aus und sagt: „Hast recht.“ Noch gelingt uns immer wieder der Kompromiss. Unser Kontakt läuft jetzt nur noch über den kleinsten gemeinsamen Nenner. „Als die Großen aus dem Haus sind, merke ich, dass etwas geschehen muss. Peter hat keinen Boden mehr unter den Füßen und ich möchte irgendwie vermitteln zwischen ihm und der Welt. Ich möchte ihn schützen und ich möchte die anderen vor ihm schützen, bis es vorüber ist. Die Situation ist pikant und braucht meinen vollen Einsatz. – Er ist so aufgedreht, das ich Hilfe holen möchte. Ich fühle mich überfordert und kann nicht einschätzen, ob das Ganze destruktiv wird, und wann ich eine Grenze ziehen muss. Zu diesem Zeitpunkt ist unser Kontaktfaden sehr, sehr dünn. Es gibt kaum Begegnung, ich kann mich nur einklinken in sein Wahrnehmungs- und Wahnsystem. Ich spüre deutlich, dass hier etwas Krankes im Gange ist und hoffe und bete, dass es von selbst wieder aufhört. – Ich bin jetzt echt hilflos. Wann immer ich versuche einzuschreiten, blockt Peter mich, als wollte er nie wieder auf mich hören. Ich bin zum Gegner geworden.“

Ich möchte damit anschaulich machen, in welchem Dilemma ich damals gesteckt habe. Da waren so viele Gedanken, Gefühle und Impulse gleichzeitig in mir: Einmal die Bereitschaft, seinem Erleben eine Berechtigung, ja sogar eine Wahrheit zuzugestehen. Die Faszination: Er spricht und zeugt von einem wunderbaren Ort. Die Sehnsucht, ihm dahin zu folgen, mit ihm grenzenlos zu werden. Das langsame Erkennen des Unheilvollen. Der Impuls, mich an seine Füße zu hängen und ihn auf die Erde zu ziehen. Ein Bild, das mir jetzt dazu einfällt ist: Er wird zum Drachen und ich halte die Schnur fest. Dann aber auch die Bagatellisierung (Möge es bald vorüber sein!) oder die Verführung, ihm da allein herauszuhelfen. (Wir zwei schaffen das!). Darunter liegt mein Wunsch, zu vermitteln

zwischen ihm und der normalen Welt, eine Brücke zu schlagen oder gar selbst diese Brücke zu sein. Dann die Hilflosigkeit dort, wo er jede Brücke sprengt und mir zuspielt, mich auf eine Seite zu schlagen, auf die seiner Verbündeten, die seine absolute Wahrheit teilt oder auf die der Feindin. Entweder. Oder. Ein Gewalt-Spiel. Und dennoch die Zurückhaltung, ihm mit einer Klinik-einweisung Gewalt anzutun. Schließlich war da nur noch Angst angesichts eines entfesselten Menschen, der wie ein wildes Tier tigert – verwirrt, unheimlich, fremd, unberechenbar, zu allem fähig. Mir bleibt nur die Zwangseinweisung. Als Peter abends mit dem Polizeiwagen abgeholt wird und ich den Schlusslichtern nachschaue, glaube ich nicht, dass das mir passiert. Es ist eine Bestürzung als wenn mitten in unser zivilisiertes Leben eine Bombe einschlägt. Alles ist anders, von einem Moment auf den anderen. Ich lasse meine Großen bei mir schlafen, denn sie sind voller Fragen. Tagebuch: „Ich erzähle von dem Gefäß, das wir sind, und dass der liebe Gott manchmal wie der Blitz zu uns spricht, und dann geht das Gefäß kaputt. Dann muss ein neues wachsen, und das braucht Zeit. Sie sind besänftigt und beruhigt in meinem Bett. „Aber was ist, wenn der Papa nun nie wieder normal wird? Dann ist es ja, als ob der Papa gestorben wäre...“, sagt meine Tochter. Ich nicke, öffne die Arme und sie kommt weinend auf meinen Schoß. Da sitze ich nun mit meinen großen Kindern, trauere um meinen Mann und weiß wirklich nicht, was kommen wird.“ Was kam, waren 17 Tage Psychiatrie, über die mein Mann in dem vorherigen Artikel ausführlich geschrieben hat. Für mich ein Leben in Ungewissheit. Wie um mich zu trösten, denke ich an Hölderlin, Dostojewski, Nietzsche – wessen Leben endete nicht alles im Irrenhaus? Einen Moment lang kann ich mich an der Größe so eines Schicksals festhalten, dann bricht diese Krücke. Fühle ich mein Scheitern: Der Mann an meiner Seite ist verrückt geworden. Ich habe ihn verrückt gemacht. Ich bin schuld. Ein Thema, das sich auswächst zu der Frage: Bin ich es wert, dass er zurückkehrt in die Normalität, in unser Leben? Ohne die Hilfe meiner Freunde und Therapeuten hätte ich hier vielleicht selbst den Boden verloren.

Sie haben geholfen, den Abgrund zu überbrücken und an dem Sinn des Geschehens keinen Zweifel zugelassen. Den eigentlichen Schritt muss ich jedoch selbst tun. Tagebuch: „Endlich habe ich eine Stunde für mich. Ich falle flehend auf die Knie, ringe und bete und kann beim besten Willen keinen Sinn mehr erkennen. Mit Wahrheit hat das alles nichts mehr zu tun. Mein Mann ist völlig durch- geknallt und ich weigere mich mit Leibeskräften, dies anzunehmen. Ich bin voll von Widerstand und denke an all meine philosophischen Theorien, mein Wissen um Annehmen und Loslassen. Jetzt, Elke, kommt es auf dich an. Hast du was gelernt oder nicht? Ich kapituliere. Gott allein weiß, was er tut. Ich erbeuge mich. Hier in dieser tiefen Ruhe und Demut spüre ich eine unglaubliche Kraft in mich einströmen. Ja, es ist in Ordnung. Unberührt von jeder Not stehe ich auf und nehme meine Kinder entgegen.“

Zu dem Psychiatrie-Aufenthalt meines Mannes möchte ich nur kurz meine Not ergänzen. Was ich an Kontakt täglich mit ihm aufbauen kann, geht nicht nur während meiner Abwesenheit verloren, sondern der Graben vertieft sich. Heute weiß ich: Spaltungsdynamik. Verständlich, aber keinesfalls heilsam. Die Fortsetzung des Gewalt-Spiels bedeutet für mich: Entweder meinen Mann bezüglich des Medikaments entmündigen oder mich mit ihm verbünden mit der Konsequenz, mit ihm allein dazustehen. Wen wundert es, dass das Aufspüren der Soteria auch für mich eine Erlösung ist. Das beginnt schon im Vorgespräch, in dem die Oberärztin bei aller Großzügigkeit gegenüber dem Chaos meines Mannes ganz klar einfordert, dass er seine totale Verweigerung gegenüber Medikamenten aufweicht: Ein Arbeitsbündnis entsteht. Es spiegelt sich in der Haltung der Menschen: respektvoll, fragend, behutsam begrenzend, scharf begrenzend, aber niemals abwertend, offen, Raum gebend. Und in der im Konzept verankerten Möglichkeit, Normalisierung zu schaffen. Und so einleuchtend, über Spaziergänge, Kochen und die Mahlzeiten gemeinsamen Boden zu schaffen, auf dem Begrenzung und sogar Konfrontation gelingen und sogar Beziehung stiften können! Es ist unglaublich zu sehen, wie mein Mann sich entspannt, nur über das Gefühl

angenommen und auf eine Weise in Ordnung zu sein. Und er ist existenziell darauf angewiesen, um weiter zu kommen. Vorher war er das, was unsere Sprache so drastisch verrät: ein Behämmerter, Bekloppter, Hirnverbrannter, er war nicht bei Trost, von allen guten Geistern verlassen, hatte einen Sprung in der Schüssel, einen Dachscheiden. In der Soteria ist er zuallererst einmal ein Mensch. Eigen, manchmal unverständlich, skurril, krass in seinen Handlungen, fremd. Er ist ein Lernender. Ein Landender. Und ich eine Lernende. Ein Lassende. Vertrauende. Nicht mehr Opfer. Nicht mehr Täterin. Nicht mehr Retterin. Von nun an beginnt Heilung.

Rückblickend und natürlich subjektiv kann ich sagen, dass die Soteria die Therapieform war, die meinem Mann entsprach, die ihm gerecht wurde. Von daher ist es ein Segen, dass es diese Einrichtung für uns gab. Abschließend ein paar Worte zu meinem weiteren Umgang mit der Psychose. So einfühlsam ich mich vielleicht selbst geschildert habe, war ich nicht immer. Auch ich musste meinen Mann in seinem Irresein abspalten. Bei all meiner Neurose blieb subtil gerade in Konflikten immer die stille Überzeugung, doch die Gesundere, die Klarere, die Ich-Stärkere zu sein. blieb meine Ungeduld, statt zu sagen: da gibts was zu verstehen. blieb die Tendenz, meine Wahrnehmung zu überhöhen. Was für ein Wahn! Was haben wir in den damaligen Tagen geredet. Heute habe ich Abstand genug und vielleicht erstmals die Demut, mich auf seine Welt von damals einzulassen, sie mit ihm zu teilen, soweit mir das möglich ist.

## Und heute – 2017

Vor einigen Jahren haben wir auf einmal viel über die Zeit in der Soteria mit den Kindern geredet, haben davon erzählt. Da waren all die Bilder wieder da: unser Vorgespräch mit der Oberärztin, wie sie meinen Mann einfach wirklich „aufgenommen“ hat, das Weiche Zimmer, in dem ich auch übernachten durfte, die so geduldige Bezugsperson, die beherrzte Stationsleitung, das waren die Zutaten, die mein Mann damals gebraucht und auch genutzt hat.